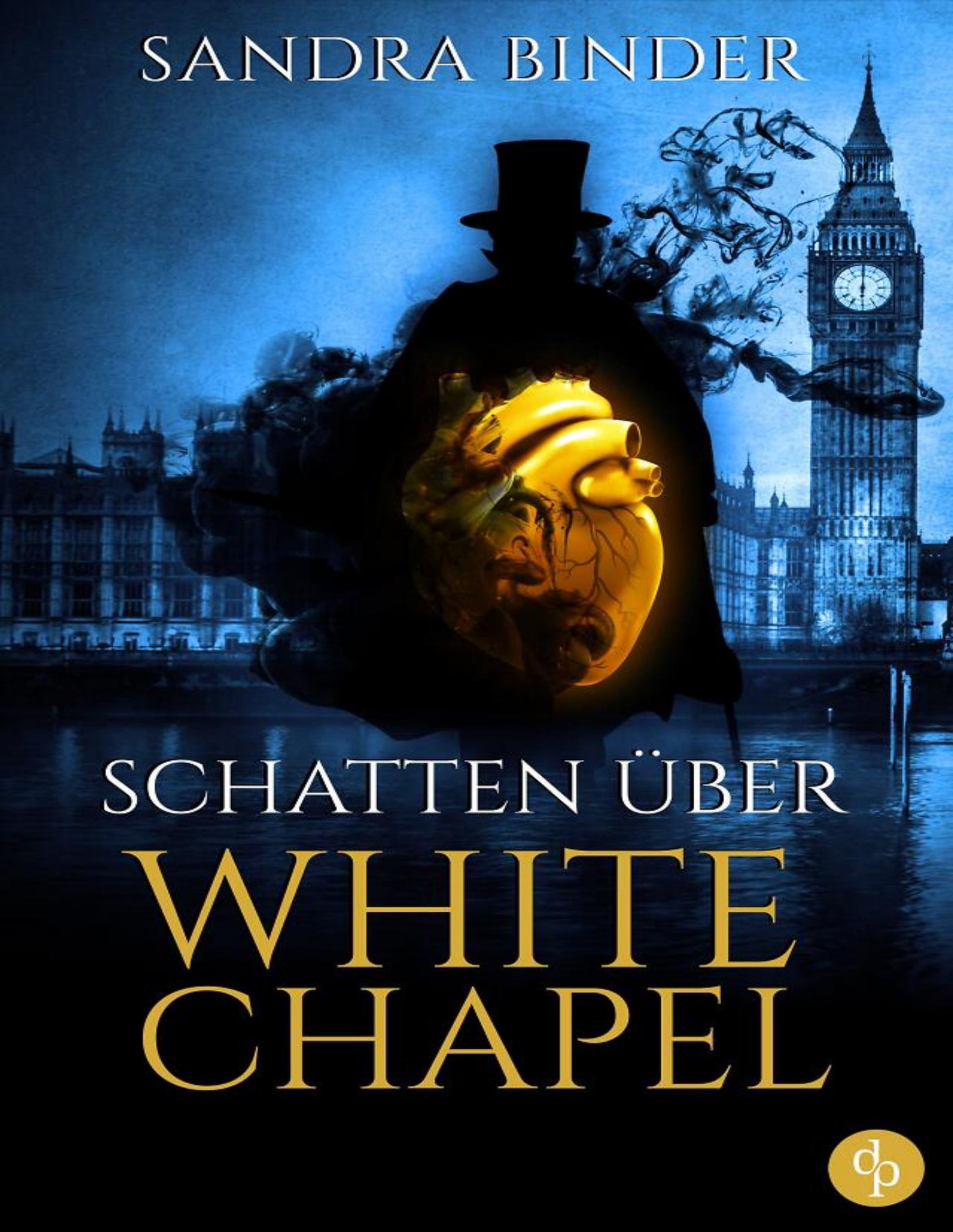


SANDRA BINDER

The cover features a dark blue, atmospheric background of a London street at night. In the center, a silhouette of a man in a top hat and coat is shown from the chest up, holding a large, glowing golden heart. The heart is detailed with a network of veins and arteries. To the right, the Elizabeth Tower (Big Ben) is visible, its clock face illuminated. The overall mood is mysterious and gothic.

SCHATTEN ÜBER  
WHITE  
CHAPEL



# ÜBER DIESES E-BOOK

1888 versetzte ein unbekannter Serienmörder das Londoner East End in Angst und Schrecken - heute setzt er sein grausiges Werk fort.

Während der Mord an einer Prostituierten die Polizei vor ein Rätsel stellt, erkennt Privatdetektivin Maxine Atwood in der abscheulichen Tat die Handschrift eines alten Bekannten: Jack the Ripper. Die in die Menschenwelt verbannte Gefallene hofft zunächst auf einen Zufall, doch ›Saucy Jacky‹ meldet sich bald schon persönlich bei seiner einstigen Rivalin: Wie damals schreibt er ihr Briefe, führt sie mit echten Informationen und falschen Hinweisen in die Irre und hetzt die Detektivin kreuz und quer durch ganz London. Maxine verfolgt jede noch so winzige Spur, überprüft alle dämonischen Zweige der Stadt, aber sie scheint ein Phantom zu jagen. Und der Ripper droht, ihr ein zweites Mal zu entkommen ...

# IMPRESSUM



Erstausgabe Februar 2020

Copyright © 2022 dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH

Made in Stuttgart with ♥

Alle Rechte vorbehalten

E-Book-ISBN: 978-3-96087-642-7

Taschenbuch-ISBN: 978-3-96817-030-5

Hörbuch-ISBN: 978-8-72641-045-7

Covergestaltung: chaela  
unter Verwendung von Motiven von  
shutterstock.com: © BigAlBaloo und © Good Job  
Lektorat: Regina Meißner

*E-Book-Version 07.10.2022, 14:21:09.*

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages  
wiedergegeben werden.

Sämtliche Personen und Ereignisse dieses Werks sind frei erfunden. Etwaige  
Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, ob lebend oder tot, wären rein  
zufällig.

Abhängig vom verwendeten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen  
Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Unser gesamtes Verlagsprogramm findest du hier

[Website](#)

Folge uns, um immer als Erste:r informiert zu sein

[Newsletter](#)

[Facebook](#)

[Instagram](#)

[Twitter](#)

[YouTube](#)

DIE NEUE DIGITALE  
TRADITION 



SANDRA BINDER

SCHATTEN ÜBER  
WHITE  
CHAPEL

# VORBEMERKUNG

Wer war Jack the Ripper? Seit rund hundertdreißig Jahren ist dieses Rätsel ungelöst und der bekannteste Serienmörder der Geschichte ein Mysterium.

Ripperologen beschäftigen sich bis heute mit den Fällen, rekonstruieren die Ereignisse, wälzen alte Akten und stellen immer wieder neue Theorien auf. Glaubwürdige und weniger glaubwürdige. Aber seien wir ehrlich: Niemand weiß, wer der Whitechapel-Mörder wirklich war. Ja, nicht einmal, wie viele Frauen er tatsächlich getötet hat. Seit über hundertdreißig Jahren wird gerätselt und dabei Wahrheit mit Fiktion vermischt.

Jack the Ripper ist ein Phantom, eine Nebelgestalt, dessen Name nach wie vor Gänsehaut verursacht. Sofort denkt man an die nächtigen, nebelgeschwängerten Straßen Londons, einen Mann – mehr Teufel als Mensch – mit Mantel und Zylinder und einem blitzenden Messer in der Hand. Und von eben jener faszinierenden Gestalt handelt dieser Roman.

Einige der nachfolgend erwähnten Personen, Opfer wie Ermittler, haben wirklich gelebt, manche Vorkommnisse beruhen auf Fakten, doch vieles ist schlichtweg meiner Fantasie entsprungen. Dieses Buch ist kein

Tatsachenbericht, es möchte den Leser unterhalten, mitreißen und eine fantasievolle Version des alten Rätsels wiedergeben.

Aber wer weiß, vielleicht hat sich die Geschichte tatsächlich so ereignet, wie uns Privatdetektivin Maxine Atwood gleich erzählen wird ...

Ich wünsche eine spannende Lesezeit in London,

Ihre Sandra Binder

## PROLOG

»»V erbannung ...« König Edwin zwirbelte sich den langen Kinnbart und blickte auf das Blockhaus neben dem See am Waldesrand.

Die aufgehende Sonne färbte den Himmel rosarot, eine leichte Brise ließ die Blätter in den Bäumen rascheln und Vögel zwitscherten in den Ästen. Eine friedliche Atmosphäre, wie sie am Hofe so niemals zu erleben war. Und ein herber Kontrast zu dem Unfrieden, den sie hierher mitgebracht hatten und der in wenigen Augenblicken losbrechen würde.

Der König seufzte. Seine Zweifel und die Zerrissenheit waren ihm deutlich anzusehen. »Wie kann ich ihr das antun? Meiner ergebensten Dienerin, fähigsten Leibwächterin ... und loyalen Freundin?«

»Wir haben keine andere Wahl, mein König, das wisst Ihr.« George legte ihm eine Hand auf den Arm. Heute, in dieser Kutsche am Wegesrand, war er Edwins bester Freund, nicht der Kanzler oder sein wichtigster Ratgeber. Und er musste die Sicht seines Freundes dringend zurechtrücken - zu dessen eigenem Wohl. Nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn die Wahrheit ans Licht käme. »Mich schmerzt der Gedanke, sie unschuldig zu verurteilen ebenso wie

Euch. Doch wir müssen die Gefahr bedenken, mein König. Wir haben es so entschieden, aus vernünftigen Gründen. Ein Zurück ist nicht mehr möglich. Und vergesst nicht, dass es nicht für immer ist.«

Edwins wasserblaue Augen musterten George hilflos. Was er wohl hoffte, in dessen Miene zu finden? Zuversicht? Trost? Etwas, mit dem er seine Entscheidung rechtfertigen konnte? Schließlich seufzte er erneut, wandte sich ab und betrachtete die einfache Behausung, in der Maxine mit ihrer Familie wohnte.

Ihre Lebensweise war so weit von jener des Hofes entfernt, man konnte fast vergessen, dass sie der General der königlichen Armee war. Maxine hatte noch nie Wert auf jeglichen Prunk und Tand gelegt. Sie blieb lieber abgeschieden von allem – mit ihrem Mann, einem Fischer, und ihrer kleinen Tochter, die das Schloss noch nie von innen gesehen hatte. George fand diese Art zu leben nicht sonderlich erstrebenswert, der König hatte ihm gegenüber allerdings des Öfteren betont, dass er beeindruckt davon war, wie Maxine in all der Schlichtheit solch tiefe Zufriedenheit fand.

»Ihr wisst, sie kommt mit wenig aus«, sagte George deshalb. »Es wird ihr nicht schwerfallen, eine Zeitlang in der Menschenwelt zu leben – anders als den meisten von uns. Außerdem ist es nicht für immer.« Er wiederholte sich absichtlich. »Bald schon werden wir Gewissheit erlangen und dann könnt Ihr sie begnadigen.« George hoffte

zumindest, dass es so ablaufen würde, denn wenn nicht ... Das wollte er sich nicht vorstellen.

Dem König hatte er mehrfach erklärt, es sei eine reine Sicherheitsmaßnahme, Maxine in die Menschenwelt zu verbannen, unwissend wie sie war. Dennoch wirkte Edwin wenig überzeugt und viel zu nachdenklich. Was sollten sie nur tun, wenn er es sich anders überlegte? Der Vorfall ließ sich dann nicht mehr vertuschen und Georges gesamte Familie sowie der König selbst würden vor dem Volk in Ungnade fallen. Alles, was sie sich erarbeitet hatten, wäre in nur einem Wimpernschlag fort. Und das nur weil dieser alte Narr über sein weibisches Gewissen stolperte.

»Wir müssen nun endlich handeln, mein König«, drängte George und wischte sich die schweißnassen Hände an seinem Gehrock ab. »Alles ist vorbereitet. Schickt die Männer ins Haus. Sie werden das Schwert finden, mit dem der Mord verübt wurde. Ich habe es selbst hineingebracht.«

»Dass aus gutgemeinter Saat solch verderbte Blüten wachsen«, murmelte der König. »Nie mehr wird mein Herz ruhen.«

George widerstand dem Drang, die Augen zu verdrehen und zu schnauben. Stattdessen nickte er aufmunternd.

Tief durchatmend hob der König den Arm, streckte die Hand aus dem Fenster der Kutsche und bewegte lediglich die Finger in Richtung Blockhaus. Eine winzige Geste nur, doch mächtig genug, um Menschenleben, Dörfer, ganze Reiche zu zerstören.

Fasziniert beobachtete George, wie sich die Soldaten in Bewegung setzten. Insgeheim hatte er befürchtet, dass sie sich weigerten, ihren General gefangen zu nehmen, und das Unbehagen stand ihnen auch in die Gesichter geschrieben, doch sie folgten loyal dem Befehl ihres Königs. Sechs Mann marschierten auf das Blockhaus zu, wo sie gegen die Tür hämmerten und laut um Einlass geboten.

Wenig später erschien Maxines Ehegatte Charles an der Schwelle und wurde prompt von einem der Soldaten am Arm aus dem Haus gezogen und festgehalten, während drei weitere ins Innere vordrangen. Der Fischer war sichtlich verwirrt, gestikulierte mit den Händen und sagte irgendetwas, das George von seinem geschützten Beobachtungsposten in der Kutsche aus nicht hören konnte.

Anscheinend hatte die Familie noch geschlafen, denn Charles trug lediglich ein Leinenhemd und eine einfache Stoffhose. Außerdem stand ihm das blonde Haar wirr vom Kopf ab.

Plötzlich erklang ein spitzer Schrei. Catherine. Man konnte das Mädchen bereits brüllen hören, bevor es hinauskam. Es klammerte sich weinend an das Hemd seiner Mutter, die, von zwei Soldaten flankiert, abgeführt wurde. Maxine wehrte sich nicht, redete lediglich über die Schulter auf ihre Tochter ein. Vermutlich versicherte sie Catherine, dass alles gut werden würde, dass es ein Missverständnis war, dass sie bald nach Hause zurückkehren würde ... Das fremde Schwert, das einer der Soldaten aus dem Haus trug, beäugte sie dabei irritiert.

Ihre Tochter ließ sich nicht beruhigen, im Gegenteil. Ihr Gebrüll war derart grell, dass es George in den Ohren schmerzte. Einer der Soldaten trat zu dem tobenden Kind und riss es von seiner Mutter los, wodurch das Weinen noch schriller wurde. Außerdem fing Catherine an, auf den Mann einzuschlagen, wo immer sie ihn treffen konnte. Die kleinen Hände einer Zwölfjährigen vermochten sicherlich keinen großen Schaden anzurichten, doch der Soldat verlor die Geduld. Entnervt schubste er das Mädchen von sich, sodass es rücklings auf dem Boden landete und aufschrie.

Als Maxine dem Vorfall gewahr wurde, riss sie sich von den Männern los, wirbelte herum und schlug dem Soldaten, der ihre Tochter angegriffen hatte, mitten ins Gesicht. Es ging so schnell, hätte man in diesem Moment geblinzelt, wäre es einem entgangen. Danach brach ein regelrechter Tumult aus. Maxine schlug mit wutverzerrter Miene auf den Soldaten ein, der eine Hand auf die blutende Nase presste und die andere ergebend hob. Mehrmals erwischte sie die anderen Männer, die sie beruhigen wollten, bevor diese es zu dritt schafften, sie zu Boden zu werfen und dort zu fixieren.

Maxine war eine erfahrene Kämpferin und die beste Soldatin des Königs - natürlich war sie kaum zu halten, wenn sie wütend wurde. Sie ließ sich jedoch von Charles besänftigen, der Catherine von hinten umschlang und ihr über das blonde Haar streichelte. Er wiegte das Mädchen, das nach wie vor bitterlich weinte und am gesamten Körper bebte, und redete derweil auf Maxine ein. Ihre Miene wurde

allmählich sanfter und schließlich ließ sie sich von ihren eigenen Männern wegschleifen.

Catherine streckte die Hände aus und ihre zarten Fingerchen versuchten, nach der Mutter zu greifen. Maxine schüttelte stumm den Kopf, während ihr glitzernde Tränen übers Gesicht rannen. Der Anblick ließ selbst Georges Herz schmerzen. Zu sehen, wie sie dem Kind die Mutter entrissen, war grausamer als erwartet.

Er sog scharf die Luft ein und wandte sich ab. In diesem Moment spürte er Edwins Blick auf sich und sah zu seinem König auf. Jener wirkte blass und schockiert.

»Was haben wir getan?«, wisperte er.

George räusperte sich, ehe er antwortete. »Es ist die einzige Möglichkeit, um die Ordnung zu wahren.«

»Zwanzig Jahre.« Edwin schloss die Augen und ließ den Kopf hängen. »Sie schreiben das Jahr 1870 in der Menschenwelt. 1890 werde ich Maxine begnadigen, komme, was da wolle.«

»Komme, was da wolle?« George ergriff den Arm des Königs und zwang ihn, ihm in die Augen zu sehen. »Wir brauchen sie dort, vergesst das nicht. Sie ist die Einzige, die der Lage Herr werden kann, wenn – was wohl nie passieren wird – der schlimmste aller Fälle eintritt.«

Der König beugte sich zu ihm und raunte: »Und wenn der schlimmste aller Fälle eintritt und sie der Lage nicht Herr wird?«

George blickte durchs Fenster und beobachtete, wie Maxine in die zweite Kutsche gedrängt wurde. Er wusste

nicht, was er darauf antworten sollte.

# 1. ÜBERRASCHUNG!

»Scheiße«, murrte jemand, der sich dem Klang nach unter einem Berg Watte befand. Dem Fluch schlossen sich ein Klirren und ein Poltern an, bevor sich die Stimme erneut erhob: »Was für ein Schweinestall!«

Ich war zu müde, um hochzuschrecken. Oder auch nur die Augen zu öffnen. Ungelenk legte ich eine Hand auf das riesige, pochende Ding, das mein Kopf sein musste und stöhnte leise. Wer immer da gerade durch meine Wohnung stolperte, es war mir gleichgültig. Ich besaß nichts, was es sich zu stehlen lohnte und wenn mir jemand die Kehle aufschlitzen wollte, nur zu, dann hörten wenigstens diese bohrenden Kopfschmerzen auf.

»Max!« Die Stimme erklang nun direkt neben meinem Ohr und ich erkannte die leicht nasale Aussprache. Eine große Hand mit kräftigen Fingern umfasste meinen Oberarm und rüttelte grob an mir. »Muss ich denn erst einen Eimer Wasser holen, Maxine?«

»Das machst du nur ein einziges Mal.« Verdammt, was war mit meiner Kehle los? Dieses Krächzen klang nicht sehr überzeugend. Trotzdem: »Und dann rate ich dir, lauf um dein Leben.«

Vorsichtig öffnete ich die Lider. Nur einen Spalt breit vorerst, das war schmerzhaft genug und trieb mir brennende Tränen in die Augen. Im Zimmer war es so hell, als hätte jemand urplötzlich die Sonne angeknipst. Verfluchtes Tageslicht ...

Als ich mich allmählich an die Helligkeit gewöhnt hatte, nahm ich verschwommen ein Paar sehr vertraute, eichenholzfarbene Augen hinter einer eckigen Designerbrille wahr. Sie glotzten mich mit einer Mischung aus Abscheu und Mitleid an.

Der schon wieder! Ein Einbrecher wäre mir lieber gewesen. Der hätte nämlich weder die Vorhänge aufgezogen noch eine Moralpredigt gehalten.

»Was willst du hier, Jonas?« Ich versuchte, mich hochzurappeln, wurde aber von einem heftigen Schwindel gepackt, der mich augenblicklich zurückwarf. Jonas griff mir ungefragt unter die Arme und half mir mit hochgezogenen Brauen in eine aufrechte Position. »Wie bist du überhaupt reingekommen?«

»Während du hier im Alkoholkoma lagst, stand deine Tür sperrangelweit offen«, blaffte er und schob seine Brille auf der Nase zurecht. »Herrgott, Max, ausgerechnet zu dieser Zeit. Musst du immer so verantwortungslos sein?«

Diese Leier wieder ...

»Ja, ja«, nuschelte ich, massierte mir die Stirn und schaute mich kurz um.

Erleichtert stellte ich fest, dass ich auf meinem eigenen alten, dunkelbraunen Cordsofa saß. Ich war letzte Nacht

folglich zuhause angekommen. Und auch wenn ich es offensichtlich nicht ins Bett geschafft hatte, war ich dieses Mal wenigstens vollständig bekleidet.

Vielleicht gab ich heute Morgen - oder war es Mittag? - ein jämmerliches und etwas zerknautschtes Bild ab, aber Jonas hatte mich bereits in sehr viel prekäreren Situationen vorgefunden. Mein heutiger Zustand war bei genauerer Betrachtung fast schon mustergültig. Wieso also die tiefen Sorgenfalten in seiner sonst so von gesundem Lebensstil und teuren Cremes makelloser Gesichtshaut?

Ein herzhafter Hustenanfall überkam mich, bevor ich nachhaken konnte. Ich angelte die verbeulte Zigarettenschachtel vom Fußboden und kramte zwischen den leeren Flaschen und Snackverpackungen auf dem ramponierten Holztischchen nach einem Feuerzeug.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich die Kontrolle über meine zitternden Finger wiedererlangt hatte und mir eine Kippe anstecken konnte. Der erste Zug kratzte ekelhaft in meinem Hals. Doch schon beim Ausatmen entfaltete der blaue Rauch seine beruhigende Wirkung. Seufzend lehnte ich mich in die Kissen zurück.

»Wie ich sehe, läuft dein Plan, dich umzubringen, sehr gut«, konstatierte Jonas, ließ sich neben mir auf der Couch nieder, rümpfte die Nase und musterte mich von oben bis unten. »Du siehst richtig beschissen aus.«

Ich tat es ihm gleich. »Und du siehst wie immer wie ein Steuerprüfer aus.« Ich deutete auf das strenge Ensemble aus Stoffhose, Hemd und Wollpullover. Ganz hervorragend

passten seine ordentlich gegelten, hellbraunen Haare dazu. Und die Zeitung, die er sich unter den Arm geklemmt hatte, rundete das steife Outfit letztlich ab. Was die Menschen wohl sagen würden, wenn sie wüssten, dass eine solche Strebertype eines der Wesen war, die sie Dämon nannten?

»Schön, dass wir das geklärt haben. Vielen Dank für deinen Besuch.«

Er blinzelte mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Willst du denn gar nicht darüber reden, was passiert ist? Ich hatte angenommen ... na ja, dass es dich wenigstens ein bisschen nachdenklich stimmen würde.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Aber wie ich sehe, interessiert dich inzwischen überhaupt nichts mehr.«

Was faselte er da? Ich beäugte meinen ehemaligen Assistenten irritiert. Es war nicht ungewöhnlich, dass er vorbeikam, nach mir sah und Moralpredigten hielt. Es war mir zwar schleierhaft weshalb, aber er tat das schon, seit er vor sechs Monaten in ein anderes Detektivbüro gewechselt hatte. Dieser miese Verräter. Gut, ja, ich konnte ihn drei Monate lang nicht bezahlen - vielleicht waren es auch vier - dennoch war das kein Grund, zu Ian McKenzie, diesem arroganten schottischen Fettsack, zu wechseln, der zu allem Überfluss ein Mensch war.

Jedenfalls sollte es per Gesetz verboten sein, Leuten, für die man nicht mehr arbeitete, auf den Wecker zu fallen. Ständig beschwerte er sich über Gin und Zigaretten, über flüchtige Männerbekanntschaften und »beabsichtigte Geldknappheit« - als würde so etwas existieren - und

überhaupt war doch eigentlich alles an mir verachtenswert. Diese Tiraden kannte ich auswendig. Dass er nun jedoch ernsthaft mit mir reden, mir sogar zuhören wollte, war neu. Und überforderte mich in meinem derzeitigen Stadium der zögerlichen Aufwachphase, mehr als man annehmen könnte.

»Was soll ich sagen?«, fragte ich deshalb schulterzuckend. »Ich feiere am Wochenende nun einmal gern. Das ist nicht verboten. Und da kann man schon mal mit einem Kater aufwachen.«

Jonas' Gesichtsausdruck wurde noch ungläubiger, dann lachte er plötzlich auf und warf die Arme in die Luft. »Du hast es gar nicht mitgekriegt. Das glaube ich jetzt nicht ... Du bist so selbstbezogen, versoffen und abgewrackt ...«

»Jonas ...« Mein Augenrollen beeindruckte ihn nicht.

»... dass du die Schlagzeile der letzten Tage verpasst hast.« Er wedelte mit der Zeitung. »Die Presse, die Polizei, einfach alle reden davon.«

Er knallte die London Times mit der Titelseite nach oben auf meinen Schoß und tippte auf das Foto unter dem reißerisch medienwirksamen Titel »Prostituierte brutal ermordet, Polizei tappt im Dunkeln«. Meine Nackenhaare stellten sich augenblicklich auf.

»Was zum Teufel ...«, entfuhr es mir und ein Hustenanfall schüttelte mich, weil ich mich vor Schreck am Zigarettenrauch verschluckt hatte. Ungläubig blinzeln riss ich die Zeitung an mich und betrachtete das Bild genauer.

»42 Jahre alt, einen Meter siebzig groß, sechzig Kilo schwer, schwarzes Haar, graue Augen«, zählte Jonas die Details auf. »Na, kommt dir irgendetwas davon bekannt vor?«

Ich fixierte ihn mit erhobener Braue. Ja, das hätte eine Beschreibung von mir sein können, aber ... »Willst du mir etwa sagen, ich sehe aus wie zweiundvierzig?«

Er zuckte unbekümmert mit den Schultern. »Wenn du so weitersäufst ...«

Ich verkniff mir einen Kommentar und wandte mich wieder dem Foto der lächelnden Frau – oder vielmehr dem Vorherfoto des Opfers – zu. Ihr Haar war kürzer als meines und reichte nur bis zu ihren Schlüsselbeinen und ihre Nase war länger, außerdem wirkte ihre Haut teigig und aufgequollen, doch von Weitem hätte man sie durchaus mit mir verwechseln können.

Ich spürte ein merkwürdiges Kribbeln in der Magengegend und versuchte, es mit einem kräftigen Zug an der Zigarette zu unterdrücken.

»Und jetzt?« Ich warf die Zeitung verächtlich auf den Couchtisch zu all dem anderen Müll. »Das ist nicht mehr als ein Zufall. Eine Menge Leute sehen so aus.«

Jonas presste die Lippen aufeinander und nickte wie ein Lehrer, der gerade festgestellt hatte, wie einfältig sein Schüler wirklich war. »Gibt es auch eine Menge Leute, die den gleichen Namen tragen wie du?«, fragte er, schnappte sich die Zeitung, fuhr mit dem Zeigefinger an die richtige Stelle und las vor: »Wie ein Sprecher des Metropolitan Police

Service gestern verlauten ließ, handelt es sich dabei um die sterblichen Überreste von Maxine Atwood. Die zweifache Mutter und Witwe war eine ortsbekannte Prostituierte und bei der Polizei bereits aufgrund von Diebstahl, Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses aktenkundig.«

Okay, zugegeben, das war ein merkwürdiger Zufall. Allerdings gab es sicherlich einige Leute, die einen 08/15-Namen wie meinen trugen. Ich ließ mir meine Verwunderung nicht anmerken und versuchte mich stattdessen an einem Grinsen. »Oh, ich bin gar nicht einzigartig? Das macht mich wirklich traurig.«

»Ihre aufs brutalste verstümmelte Leiche wurde am Samstagmorgen in ihrem eigenen Bett in dem von ihr und ihrer kleinen Tochter bewohnten Ein-Zimmer-Appartement in der Brushfield Street von einem Nachbarn entdeckt«, las Jonas weiter, erst dann ließ er die Zeitung mit erschütterter Miene sinken.

»Brushfield Street? Das ist in Whitechapel ...«, murmelte ich, bevor ich mich bremsen konnte.

»Kann sein. Worauf willst du hinaus?«, wollte Jonas wissen.

Wieder spürte ich dieses Ziehen. Irgendetwas tief in meinem Inneren brüllte schmerzerfüllt auf und eine sorgfältig weggesperrte Erinnerung rüttelte an ihren Gitterstäben. Aber das war unmöglich. Dieser Mord konnte nichts mit den Geschehnissen von damals zu tun haben. Es war so lange her ...

Nein. Ich massierte die schmerzende Stelle, unter der mein Herz gegen die Rippen hämmerte, und ließ die Zigarette in eine halbleere Bierflasche fallen, wo sie zischend erlosch. Diese Erinnerung durfte nicht rauskommen. Sie und all die überflüssigen Gefühle, die mit ihr verbunden waren, mussten umgehend dorthin zurück, wo sie hingehörten: in den finstersten, ginüberfluteten Teil meines Gedächtnisses.

Ich bemerkte, wie stark meine Finger zitterten, als ich nach der Ginflasche griff, weshalb ich nicht den Umweg über ein Glas nahm, sondern mir die klare Flüssigkeit direkt in die Kehle schüttete. Der Alkohol breitete sich angenehm warm in meine Glieder aus, beruhigte mich allerdings wenig.

Jonas' vorwurfsvollen Blick auf die Flasche ignorierte ich geflissentlich. Normalerweise trank ich morgens ja auch nicht, kein Grund, ein Drama daraus zu machen.

»Ich will auf nichts hinaus«, antwortete ich. »Nur ein Zufall.«

»Du denkst doch an etwas Bestimmtes, Max?« Seine intelligenten Augen waren durchdringend auf mich gerichtet. Jonas suchte in meiner Miene nach Antworten, würde aber wie immer keine finden. »Wieso kommt es mir so vor, als wollte jemand deine Aufmerksamkeit erregen oder dir drohen?« Angst mischte sich unter die Neugier, als ihm eine dritte Möglichkeit einfiel: »Hat dich der Mörder mit dieser Frau verwechselt? Will dich vielleicht einer umlegen?«

»Miss dem Ganzen keine überzogene Bedeutung bei, es ist nur ein ...«

»Dein Gesicht ist leichenblass. Gib es zu, du glaubst selbst nicht an einen Zufall.« Er drückte mir freundschaftlich den Arm. »Bitte sag es mir, wenn du in Schwierigkeiten steckst. Ich kann dir helfen.«

Ich schaute ihm einen Herzschlag lang abwägend ins Gesicht. War heute der Tag, an dem ich ihm alles erzählen würde?

Ich war nie das gewesen, was man gemeinhin als ›gute Freundin‹ bezeichnete. Nicht einmal, wenn man das ›gut‹ durch ein ›gerade noch wert, so genannt zu werden‹ ersetzte. Dennoch hatte ich jemanden, der für mich da war und den ich ›Freund‹ nennen durfte – verrückt ... Vor allem, weil sich unsere Freundschaft eher wie ein schlechter Scherz anhörte: Eine abgewrackte Gefallene, die wegen Mordes aus der Oberwelt verbannt worden war und ein moralisch mustergültiger Dämon, der sich seit seiner Flucht aus der Unterwelt als vollwertiger Mensch ansah, vertraten das Gesetz in der Menschenwelt ...

Ich zeigte es selten und auch wenn er definitiv eine bessere Freundin verdiente: Ich war froh, dass ich zumindest einem Kerl auf der Welt nicht völlig gleichgültig war. Und genau deshalb musste ich Jonas aus meinem Scheiß heraushalten. Er kümmerte sich schon genug um mich, unnötig, ihn zusätzlich mit meiner Vergangenheit zu belasten. Er würde mir ohnehin bloß helfen wollen und wäre danach frustriert, weil er das nicht konnte. Niemand konnte das. Außerdem hatte ich keine Lust darauf, diesen alten Müll aufzurollen ...

Also winkte ich betont unbekümmert ab. »Ich bin blass, weil ich – im Gegensatz zu dir – weiß, wie man feiert.« Grinsend zwinkerte ich ihm zu. »Du solltest dich mal wieder volllaufen und flachlegen lassen, dann würdest du verstehen, wie man einen Tag lang die Nachrichten verpassen kann.«

Er hob die Brauen. »Ich bin verlobt, wie du dich vielleicht erinnerst.«

»Und deshalb darfst du keinen Spaß haben?«

Er klopfte mir mit einem süffisanten Grinsen auf die Schulter. »Die Leiche ist am Samstagmorgen gefunden worden. Heute ist Montag.«

»Ach so.« Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Die Sonne, die hoch am Himmel stand, deutete darauf hin, dass es bereits nach Mittag war. Mist. Wenn wir heute tatsächlich Montag hatten, war ich verdammt spät dran ...

»Seit dieser Sache versuche ich, dich zu erreichen«, fügte Jonas vorwurfsvoll hinzu. »Seit zwei Tagen, Max! Gehst du überhaupt nicht mehr an dein Handy?«

»Nein, eher selten, Mum. Die meisten Leute, die mich anrufen, sind tierische Nervensägen.« Dabei fielen mir spontan zwei solcher Menschen ein: mein Vermieter und meine einzige Klientin. Stöhnend massierte ich mir die pochenden Schläfen. »Ich sollte mich allmählich an die Arbeit machen.« Um mir beide vom Hals zu halten und gleichzeitig Jonas loszuwerden, fügte ich in Gedanken hinzu.

Er hob die Brauen. »Du hast tatsächlich noch Klienten?«

»Verzieh dich endlich, Jonas.«

Als er mich weiterhin nur kopfschüttelnd beäugte, überlegte ich, ob ich schlichtweg aufstehen und ihn sitzenlassen sollte, aber ich traute meinen Beinen nicht. Wenn sie so wacklig waren wie meine Hände zittrig, würde ich wohl eher davonkriechen müssen. Also entschied ich mich zunächst für ein zweites Frühstück, griff nach der Zigarettenschachtel und steckte mir eine Kippe an. Den Rauch blies ich meinem ehemaligen Assistenten provozierend ins Gesicht. Es wirkte.

»Dir ist einfach nicht zu helfen.« Er erhob sich und machte zwei Schritte auf die Tür zu, bevor er erneut stehenblieb, sich umdrehte und vage um sich zeigte. »Du hattest doch mal eine Putzfrau. Wo ist die abgeblieben?«

Eigentlich war Darlene meine Mitbewohnerin gewesen – als ob ich mir das Appartement und dann noch eine Putzfrau leisten könnte! Sie kam über eine Agentur zu mir, kümmerte sich eine Weile um unsere Behausung, die gleichzeitig mein Büro war, hatte aber bald schon die Nase voll davon. Und da die Agentur niemand Neues schickte, hatte sie dort wohl keine besonders gute Bewertung für mich hinterlassen ... Das musste Jonas jedoch nicht wissen.

Ich schaute mich in dem Dreckloch, das mein Vermieter als ›Wohnung‹ bezeichnete, kurz um. Es gab Behausungen, in denen mehr Abfall auf dem Fußboden als im Mülleimer liegen musste – das gehörte in derartigen Preislagen nun einmal zum guten Ton. Davon abgesehen wurde heutzutage alles doppelt und dreifach verpackt, sodass ein ordentlicher Haufen Müll gar nicht zu vermeiden war.

»Keine Ahnung«, antwortete ich schulterzuckend. »Vielleicht hat sie im Lotto gewonnen und lebt jetzt in einem Stelzenbungalow auf Borneo.«

»Vielleicht wurde sie von einer Mülllawine begraben und verwest hier irgendwo. Würde den Geruch erklären«, murmelte Jonas.

»Bist du jetzt endlich fertig mit deinen Vorträgen und kümmerst dich um deinen eigenen Kram?« Ich funkelte ihn zornig an. »Du arbeitest nicht mehr hier. Wieso kommst du also immer wieder her?«

»Das weiß ich allerdings auch nicht.« Er drehte sich um und marschierte zum Ausgang. »Schließ ab jetzt gefälligst deine verdammte Tür ab.«

»Vergiss dein Revolverblatt nicht.« Ich griff nach der Zeitung, um sie ihm nachzuwerfen, blieb jedoch an dem Foto meiner Doppelgängerin hängen.

Maxine Atwood - sie hatte das Alter, den Beruf, den Background und wohnte in der Gegend ... So gern ich wollte, ich konnte es nicht ignorieren. Ein eisiger Schauer glitt über meinen Rücken und ich zuckte ungewöhnlich schreckhaft zusammen, als die Tür hinter Jonas ins Schloss fiel.

Erneut griff ich nach der Ginflasche, im Versuch die aufkommenden Gefühle zu betäuben und die uralte Erinnerung zurückzudrängen. Hundertdreißig Jahre waren inzwischen vergangen. Es musste ein bizarrer Zufall sein. Oder ein Trittbrettfahrer.

»Reiß dich zusammen«, fauchte ich mich selbst an. »Stell dich nicht an wie ein kleines, ängstliches Schulmädchen!«

Ich pfefferte die Zeitung abfällig in eine Ecke, angelte die Fernbedienung vom Couchtisch und schaltete den Fernseher an, um mich abzulenken.

»Die Frau wurde am Samstagmorgen in ihrem Appartement tot aufgefunden«, berichtete der Nachrichtensprecher, ein junger Mann mit krummer Nase und schütterem Haar. »Aufgrund der entstellenden Verletzungen im Gesicht geht die Polizei davon aus, dass sich der Mörder und sein Opfer gekannt haben ...«

Brummend schaltete ich die Glotze ab, warf die Fernbedienung zur Zeitung in die Ecke und ließ die Zigarette in die zum Aschenbecher umfunktionierte Bierflasche fallen. Dann machte ich mich schwankend auf ins Badezimmer. Die Arbeit rief und zum ersten Mal seit langem war das etwas Gutes. Sie würde mich auf andere Gedanken bringen.

Der Wind fegte scharf durch die Straße und wirbelte die vertrockneten Blätter eines Baums am Wegesrand auf. Fröstelnd zupfte ich am Kragen meines Trenchcoats. Herbst in London. Das war nicht anders als Frühling, Sommer oder Winter in London. Wenn es nicht stürmte, schneite es. Wenn es nicht schneite, dann regnete es. Und wenn es nicht regnete, zog Nebel auf.

Immerhin war stets das richtige Wetter für Trenchcoat und Hut, was glücklicherweise auch wieder en vogue war. Nicht, dass ich ein Faible für Mode gehabt hätte, dieses Outfit war nur schon seit über fünfzig Jahren meine Berufskleidung – in dieser Hinsicht war ich altmodisch. Und wie eine Detektivin

auszusehen war doch sehr viel unauffälliger, wenn es plötzlich jeder tat.

Meine Finger zitterten, als ich in meinem Kaffee rührte. Ich konnte nicht genau sagen, ob es vom Alkoholentzug oder von der Grübelelei kam. Dieser Mord verursachte eine innere Unruhe in mir, wie ich sie lange nicht gespürt hatte, weshalb ich mit aller Kraft versuchte, nicht daran zu denken.

Stattdessen konzentrierte ich mich auf das unbequeme Stahlgestell des Stuhls, auf dem ich saß, den ungenießbaren Kaffee, an dem ich seit einer halben Stunde nippte und die Menschen, die mit gestressten Mienen vorbei an dem kleinen Café, vor dem ich saß, über den Bürgersteig hasteten.

Einige von ihnen waren ganz unterhaltsam. Zum Beispiel dieser Kerl mit der Lederjacke und dem Rattengesicht. Schon als ich ihn um die Ecke biegen sah, wusste ich, was er vorhatte. Gut zu wissen, dass mein Instinkt noch funktionierte, auch wenn ich ihn so gut wie nie gebrauchte. Wie ich nicht anders erwartet hatte, rempelte er eine ältere Frau an und zog das Portemonnaie aus ihrer Handtasche, während er sich wortreich bei ihr entschuldigte. Die Dame nickte lächelnd und zockelte unbeschwert weiter.

Ich schaute dem Kerl nach, bis er um die nächste Ecke gebogen war, wo er vermutlich ein neues Opfer im nachmittäglichen Gewimmel der Shoppingverrückten fand, dann warf ich mal wieder einen Blick auf das hässliche Bürogebäude gegenüber. Schließlich saß ich wegen meiner Zielperson hier. Alles andere war nicht mein Business.

Früher wäre ich aufgesprungen und dem Rattengesicht in bester Superheldenmanier nachgelaufen, um das Portemonnaie zurückzuholen und der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Nun ja, die Zeiten änderten sich. Ich war eben nicht mehr die heroische Soldatin wie einst in der Oberwelt, sondern lediglich eine Versagerin, die versuchte, irgendwie in diesem stinkenden Dungepfehl zu leben, bis mein Körper endlich gegen den Gin aufgab. Und was konnte ich mir schon von solcherlei Aktionen kaufen? Bei der alten Dame wäre nicht mehr drin als ein feuchter Händedruck und ein halbgares Dankeschön. Und dafür hätte ich meinen Posten, für den ich bezahlt wurde, verlassen sollen? Eine unsinnige Rechnung.

Ich nippte noch einmal an dem bitteren Kaffee, verzog das Gesicht und kramte daraufhin mein Smartphone aus der Jackentasche. Welch wunderbare neue Technik – für Fotos von meiner Zielperson musste ich keine Kamera mehr mit mir herumschleppen. Zumal die Ehefrau dieses Idioten den Unterschied ohnehin nicht erkennen würde. Sie merkte schließlich ebenfalls nicht, dass ich sie gehörig über den Tisch zog.

Es brach nun bereits die dritte Woche an, in der ich dem Fettwanst nach Feierabend auflauerte und in den Pub folgte. Es war immer dasselbe: Punkt siebzehn Uhr verließ er den hässlichen grauen Betonklotz von Bürogebäude, schlenderte in den Pub zwei Straßen weiter, genehmigte sich dort vier Pints und wankte daraufhin nach Hause. Ich machte jeden Tag exakt fünf Schnappschüsse – drei auf dem Weg und zwei

im Pub. Ich blieb schon gar nicht mehr, bis er sich auf den Nachhauseweg machte, denn es war offensichtlich, dass dieser grässliche Fladen von einem Mann keine Affäre hatte. Ich fragte mich ernsthaft, wie seine Frau auf die absurde Idee kam, eine andere wäre blind und taub genug, sich von ihm besteigen zu lassen.

Wie auch immer, es war mir gleichgültig. Sie hatte mich aus diesem eifersüchtigen Grund engagiert und ich beschwerte mich nicht, denn immerhin konnte ich täglich vier Stunden Arbeit auf die Rechnung setzen. Damit wurden alle Parteien glücklich.

Der Kerl, der sich an das Tischchen nebenan gesetzt hatte, raschelte mit seiner Zeitung. Das Geräusch fuhr regelrecht in all meine Nervenenden, sodass ich mich schmerzerfüllt wand und das Gesicht verzog. Augenblicklich erschien das Foto meiner Doppelgängerin vor meinem inneren Auge und mein Herz begann, schneller zu schlagen.

Anscheinend konnte ich noch so oft versuchen, die Geschichte auszublenden, sie ließ sich nicht vertreiben. So ein Mist. Demnach blieb mir nichts anderes übrig, als in den Angriff überzugehen. Ich würde mich davon überzeugen müssen, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hatte. Ich würde für mich selbst klarstellen müssen, dass meine tödliche Unfähigkeit, die nicht nur Menschenleben gekostet, sondern meine gesamte Zukunft zerstört hatte, nichts weiter als eine ferne Erinnerung war. Ich konnte sie getrost in die dunklen Ecken meines Verstandes zurückdrängen und